

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 1

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM GESPRÄCH

Zur Problematik von Hitler-Biographien

Nicht jeder geschichtlich bedeutende Mensch, so hatte einst *J. G. Droysen* bemerkt, ist dazu geeignet, biographisch dargestellt zu werden¹. Dass eine solche Einschränkung nicht auf Adolf Hitler anzuwenden ist, gilt als selbstverständlich. In diesem Fall drängte sich vielmehr die biographische Untersuchung geradezu auf. Da Hitler sich seiner Epoche in singulärer Ausschliesslichkeit aufzuzwingen vermocht hatte, war es naheliegend, das Geheimnis seines verhängnisbringenden Erfolges durch eine umfassende Personenanalyse zu entschlüsseln und damit die Fehlentwicklung seiner in sich so verwirrten Zeit begreifbarer zu machen. *Konrad Heiden*, später *Alan Bullock* sowie die beiden bekanntesten Hitler-Biographen der Gegenwart, *Werner Maser* und *Joaquim C. Fest*, haben wesentlich zur Gewinnung eines differenzierteren Lebensbildes dieses machtbesessenen Agitators beigetragen. Zu Recht sind ihre Studien in den Rang eines historiographischen Ereignisses erhoben worden.

Gleichwohl wird keine dieser Untersuchungen ihres Betrachtungsobjektes ganz mächtig. Je tiefer der Blick die Pose des Parteiführers und Staatsmannes zu durchschauen und zum Substantiellen dieser Persönlichkeit vorzudringen versucht, desto schwieriger gestaltet sich die Erklärung, weshalb gerade dieser Hitler, der, wie Fest treffend formuliert, nicht nur aus dem Nichts kam, sondern auch aus dem

Nichts dachte, eine Ausstrahlungskraft besass, die unzählige Anhänger fanatisiert und selbst noch auf Gegner ihren Bann geworfen hat. Jede historische Darstellung beruht auf Abstraktion, und im vorliegenden Fall macht sich die Unzulänglichkeit besonders bemerkbar, dass sich das Irrationale mit rationalen Mitteln nur begrenzt einfangen lässt. Der Zwiespalt im Gesamturteil, den das biographische Unternehmen hinterlässt, ist jedoch schon durch die Ambivalenz vorgegeben, die die Hauptfigur kennzeichnet. Mag man Hitler eine «historische Grösse» – wenn auch düsterster Art – nennen, so verband sich mit ihr individuelle Armut in einer Masse, die – wie Fest betont – alle Erfahrungen übersteigt. Mit Bezug auf Hitler hat *Thomas Mann* von «verhunzter Grösse» gesprochen²; noch präziser umschliesst den Kern dieser Erscheinung der von *Konrad Heiden* verwendete Begriff von der «wertlosen Grösse»³. Obwohl die von ihr ausgegangene Faszination im modernen Europa ohne Beispiel ist, blieb sie in ihrer inneren Substanz ohne Wert. Rückblickend hat sich Hitler als individuelle Persönlichkeit denn auch bis zur Schamhaftigkeit verflüchtigt.

Minuziöse Faktizität

Um seine Person retrospektiv trotzdem fassbar zu machen, musste versucht werden, durch die Freilegung aller Ein-

zelheiten aus den Quellen ein neues Lebensbild zu gewinnen. Hitlers stetes Bemühen um Selbststilisierung war nur durch ein möglichst umfassendes faktisches Wissen zu durchbrechen. Auf dem Gebiet der quellenkritischen Detailforschung hat sich *Werner Maser* als schrittmachend ausgezeichnet. Schon seine 1965 erschienene und jetzt in einer revidierten und ergänzten Ausgabe vorliegende «Frühgeschichte der NSDAP⁴» hat auf Hitlers Herkunft und Jugendzeit ein neues Licht geworfen. Sowohl die aus «Mein Kampf» zum Teil kolportierten Schilderungen wie die Legendenbildung vom notleidenden Sohn mittelloser Eltern, der sich während des Ersten Weltkrieges vom asozialen Obdachlosenasylobewohner zur sendungsbewussten Persönlichkeit gewandelt habe, sind von Maser mit grosser Akribie berichtigt worden. Nach dieser Studie begannen sich insbesondere aus dem Kreis von Hitlers Verwandtschaft und der weiteren Umgebung neue Quellen zu öffnen, die Maser zum grossen Wurf einer umfassenden Hitler-Biographie ansetzen liessen⁵. Schon aus deren ersten Satz spricht des Verfassers Faktenfreudigkeit, die auch sein methodisches Vorgehen charakterisiert: «Am 20. April 1889, einem trüben Samstag, das Thermometer zeigte bei 89 Prozent Luftfeuchtigkeit 7 Grad Celsius über Null, wurde dem österreichischen Ehepaar Alois und Klara Hitler um sechs Uhr dreissig nachmittags, kurz vor Beginn der Osternacht, in Braunau am Inn im «Gasthof zum Pommer» ein Sohn geboren⁶.»

Aus der Überfülle seiner Forschungsergebnisse erklärte Maser wohl allzu euphemistisch, Hitlers Leben sei nunmehr «lückenlos nachzeichenbar». Dessenungeachtet hat er auf eine chro-

nologische Darstellung verzichtet, was – wie nun der Vergleich mit der Studie von Fest unterstreicht – erhebliche Nachteile nicht nur auf Kosten der Übersichtlichkeit mit sich zog. Eine ähnliche Faktendichte, wie sie die Kapitel über Abstammung und Jugendzeit aufweisen, liess sich nur durch eine einschränkende Gliederung nach thematischen Abschnitten aufrechterhalten. Detailkundig werden hier der Künstler und Architekt, die geistige Welt, das Verhältnis zu den Frauen oder die Rolle als Feldherr und Stratege durchleuchtet. Auch Masers neueste Publikation, die Hitler aus seinen Briefen und Notizen selber sprechen lässt⁷, trägt zur Entmythologisierung weitere aufschlussreiche und unbekannte Dokumente bei. Kein Zweifel, die Werke des Verfassers, der sich seit 1949 ausschliesslich mit Hitler und der NSDAP befasst, vermochten am tiefsten in die persönliche Sphäre dieses Menschen einzudringen. Ihre Kenntnis ist für die Gesamtbeurteilung wie für weitere einschlägige Einzelstudien unerlässlich. Doch unter Masers Detailforschung zerrann Hitler trotz seines exzessiven Charakters zur blassen, enuyanten Figur; ihre innere Wertlosigkeit war in einer Weise offengelegt worden, die den Bezug zu der von Triumphen jahrelang in schwindelnde Höhen getragenen Grösse verloren hat.

Im Kontext der Zeittendenzen

Angeichts dieses Dilemmas war es möglich, dass *Joachim C. Fests* fast zwölfhundert Seiten umfassende Biographie⁸ als neuer Abschnitt in der Hitler-Forschung gefeiert werden konnte, obwohl der Verfasser ausser der umfangreichen Sekundärliteratur in gera-

dezu erstaunlichem Masse auf den Beizug von Archivmaterialien verzichtet hat. Fest, der denn auch die Phase der Quellensuche im wesentlichen für beendet hält, hat sich ein anderes Ziel gesetzt. Von der These ausgehend, dass Hitler erst im Kontakt mit der Epoche Spannung und Faszination gewinne, versteht er seine Biographie als «die Geschichte eines unablässigen, intensiven Austauschprozesses⁹».

In der Tat ist es mit diesem Werk hoher Interpretationskunst gelungen, der Betrachtungsweise eine neue Dimension zu öffnen. Aus dem Gesamtkontext wird Hitler zur Integrationsfigur vielfältiger, von Emotionen, Ängsten und Interessen gezeichneten Zeitendenzen, aus denen er emporwächst, von ihnen geformt und sie selbst zunehmend formend. Aus der erweiterten Perspektive fügen sich die zunächst schwer auflösbaren Antagonismen zu einem lebendigen Gesamtbild: Die von Hitler verkündete, ins Monströse verformte Weltanschauung, die rückwärts gewandt ganz im Zeichen des neunzehnten Jahrhunderts stand, fand die ungeheure Resonanz dadurch, dass sie mit der Gestik des fortschrittsbewussten und modernen Zukunftsweisers gepaart worden ist. Die Schlagworte «Aufbau» und «Neuordnung» sollten Hitlers Machtstreben einen konstruktiven Anstrich verleihen; sein ganzes Leben lang ist er jedoch, so macht wenigstens Fest deutlich, von einem «desperaten Selbstmördertrieb¹⁰» begleitet gewesen. Wie ein Hasardeur hat er sich abzeichnende Niederlagen mit einer Erhöhung des Einsatzes zu überspielen versucht, bedenkenlos auch das Äusserste wagend, bis er zu Ende kam.

Die psychologische Ausdeutung Hitlers liesse sich noch vertiefen. Im Jahr

1943 hat der Psychoanalytiker *Walter C. Langer* für den amerikanischen Geheimdienst ein Psychogramm Hitlers entworfen, das nun zur Publikation freigegeben worden ist¹¹. Allerdings war diese «Ferndiagnose», die aufgrund eines höchst unzureichenden Materials verfasst werden musste, ein nach heutigem Wissensstand gemessener – so etwa der Abschnitt über Hitlers Sexualleben – teilweiser Fehlschlag. Gleichwohl ist die hier gegebene Analyse bemerkenswert, einmal als Zeitdokument, wie von alliierter Seite sich damals das Hitlerbild ergründen liess, zum andern als Anstoss, Hitlers Verhaltensweisen auch aus den psychologischen Zusammenhängen zu verstehen.

Ohne die Quellenforschungen, wie sie von Werner Maser, von *Georg Franz-Willing* und anderen betrieben worden sind, hätte Fest nicht zu seinem interpretatorischen Höhenflug ansetzen können. Um so bedauerlicher ist es, dass sich die beiden Hitler-Biographen in der gegenseitigen Anerkennung herabmindern. Übrigens birgt nicht nur der von Maser, sondern auch der von Fest gewählte methodische Weg seine Schwächen: Ausgedehnte Interpretationen vermögen Unschärfen durch mehrfache Deutungen zu überspielen; intellektuelle Formulierfreudigkeit überschreitet leicht die Grenzen zur Überinterpretation. Andererseits zeigt Fest für die Zwangssituation Polens im Jahr 1939 wenig Verständnis. Dies im einzelnen zu diskutieren, ist hier jedoch nicht möglich.

Statt dessen sei jener Leitgedanke wieder aufgenommen, der zum Ausgang unserer Betrachtung zurückführt. Wenn auch Fest zur Erklärung des Phänomens Hitler wesentliche Fragen offen lassen muss, so liegt dies mit in der

einseitigen Blickrichtung begründet, die der auf eine einzige Person sich konzentrierenden biographischen Darstellungsform eigen ist. Populäre Führerfiguren leben in engster Wechselbeziehung mit den Massen; um ihren Erfolg zu erklären, ist es nicht weniger wichtig, das Verhalten der einzelnen Gruppen zu untersuchen, die sich zur Masse verbinden oder sich im Einzelfall gegen sie und ihren Führer stellen. Dadurch würde über die Person Hitlers hinaus der Einblick in die Problematik menschlicher Verhaltensweisen geöffnet, was die Resistenz gegen alle totalitären, Personenkult treibenden Tendenzen nur stärken könnte.

Klaus Urner

¹J. G. Droysen, Historik, Berlin 1937, S. 291 f. – ²Thomas Mann, Bruder Hitler,

Gesammelte Werke XII, S. 778. – ³Konrad Heiden, Adolf Hitler, Bd. I, Zürich 1936, S. 8. – ⁴Werner Maser, Der Sturm auf die Republik – Frühgeschichte der NSDAP, rev. Neuauflage, Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart 1973. – ⁵Werner Maser, Adolf Hitler – Legende, Mythos, Wirklichkeit, Bechtle-Verlag, München-Esslingen, 5. Aufl. 1973. – ⁶A. a. O., S. 9. – ⁷Werner Maser, Hitlers Briefe und Notizen – Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten, Econ-Verlag, Düsseldorf-Wien, 2. Aufl. 1973. – ⁸Joachim C. Fest, Hitler – Eine Biographie, Propyläen-Verlag, Frankfurt/M-Berlin-Wien 1973. – ⁹A. a. O., S. 24. – ¹⁰A. a. O., S. 998. – ¹¹Walter C. Langer, Das Adolf-Hitler-Psychogramm – Eine Analyse seiner Person und seines Verhaltens, verfasst 1943 für die psychologische Kriegführung der USA, mit einem Vorwort von Friedrich Hacker, Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich 1973.

GRUNDLEGENDE ANALYSE

László Révész: Kommentar zum Statut der KPdSU¹

Satzungen aller Art sind zumeist – nicht zuletzt aus der Sicht der unmittelbar Betroffenen selber – trockene und nur schwer verständliche Texte, um so mehr dann, wenn sie ideologisch verfärbt sind, esoterische Zielsetzungen ausdrücken sollen und sich hierzu systemimmanenter Formulierungen bedienen. Dies trifft in hohem Masse auf das «Statut» der KPdSU zu, das – obzwar seiner Funktion nach allgemeinverbindliche Verhaltensgrundnorm und Quelle allen Rechts im Sowjetstaat – dem Uneingeweihten wegen seiner gedanklichen und terminologischen Verankerung in einer obsoleten Dogmenwelt Rätsel aufgibt und ihn zu Fehl-

schlüssen verleitet. Die kommunistische Weltanschauung genügt sich selbst wie wenig andere zuvor, sie frönt ausschliesslich eigenen Werten, meint, keiner Konfrontation mit systemfremden Ideen zum Zwecke der Wahrheitsfindung zu bedürfen, und schafft sich auf diese Weise eine eigene, nach allen Seiten abgesicherte Realität. Ihre Vorstellungen und Idiosynkrasien, ihr Selbstverständnis ebenso wie ihr Verständnis von der «äusseren Welt» beruhen auf unwiderruflichen Glaubenssätzen, die einer inneren Logik entsprechen. So geschieht es, dass die semantische Entwicklung ihrer Begriffswelt eigene, recht sonderbare Bahnen

einschlägt. Die theoretischen Kategorien und politischen Werturteile des sowjetischen Kommunismus bilden daher für die über den ganzen Globus verstreuten Legionen von gutgläubigen Ignoranten und wohlmeinenden Fantasten, die vor lauter Verfassung («eine der fortschrittlichsten der Welt») die Verfassungswirklichkeit beharrlich übersehen, eine sichere Falle.

Die evidente, immer wieder durch tausend Fakten des politischen und publizistischen Alltags bestätigte weltweite Unkenntnis der teleologischen Ausrichtung des Sowjetkommunismus beziehungsweise der kurzfristigen, taktisch bedingten Intentionen seiner tragenden Organe veranlassten *László Révész*, sich der Sisyphus-Arbeit zu verschreiben, die KPdSU-Satzung mit dem Instrumentarium der Ratio und der Empirie zu kommentieren. Er ging dabei von der richtigen Erkenntnis aus, dass allein eine über alle herkömmlichen Masse gründliche, durch unzählige Belege untermauerte Textanalyse die Gewähr für ein akkurates Verständnis des Wesens und der Handlungen, der Motivationen und der langfristigen Orientierung des Kommunismus sowjetischer Prägung bieten würde; wofür er weit über 6000 Quellen berücksichtigte und dazu noch die wissenschaftliche und praktische Erfahrung eines durch vielseitige geistige Interessen und eine unermüdliche schöpferische Neugierde erfüllten Lebens in die Waagschale warf. Das Ergebnis ist höchst eindrucksvoll!

Révész hat das 1961 anlässlich des XXII. Parteitages der KPdSU erlassene Partei-Statut mit den 1966 und 1971 vorgenommenen Änderungen von allen erdenklichen Gesichtspunkten aus untersucht. Die Gliederung der Materie ist ebenso sachbezogen wie übersicht-

lich, wodurch dem Leser ein verhältnismässig müheloser Zugang zu den wegen ihrer sprachlichen Verkläuterung oft undurchsichtigen ideologischen Überlegungen ermöglicht wird, die den verschiedenen Satzungsbestimmungen zugrunde liegen. Die beinahe unüberschaubare Primär- und Sekundärliteratur, derer sich der Verfasser bedient, um Sinninhalte zu verdeutlichen und Zusammenhänge zwischen theoretischer Aussage und praktischer Anwendung zu erklären, erleichtert das Verständnis ungemein. Révész unterstreicht in der Einleitung mit Recht, dass es in einer Zeit, in der sich der Sowjetstaat mit immer differenzierteren Mitteln «zum Ziele setzt, jegliche Sozial-, Staats- und Wirtschaftsordnung, die ihm im Wege steht», zu zerstören, die Kenntnis der «Grundlagen, Prinzipien, vom Aufbau und von den Methoden des Partei- und Staatsmechanismus im Sowjetsystem» zur Allgemeinbildung eines möglichst grossen Personenkreises gehören müsste. Wir möchten hinzufügen: insbesondere zu jener der Politiker und Kulturträger unserer freiheitlichen Gesellschaft (beim weiteren Verfall ihres Selbsterhaltungstriebes auf Zeit). Die vorliegende Arbeit stellt zweifelsfrei ein vortreffliches Aufklärungsmittel dar.

Wären uns die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und vielen Interessengebiete des Verfassers nicht leidlich bekannt, so wären wir zur Annahmegerneigt, dass dieser «Kommentar zum Statut der KPdSU» ein Lebenswerk darstelle. In mancherlei Hinsicht ist er es auch, hat doch Révész elf Jahre seines Lebens damit verbracht, diese Grundverfassung der Sowjetmacht einem breiteren Publikum verständlich zu machen. Davor und daneben ist allerdings der Verfasser von «Friedliche Ko-

existenz? Theorie und Praxis im internationalen Kommunismus» (Olten, 1964), von «Ideologie und Praxis in der sowjetischen Innen- und Aussenpolitik» (Mainz, 1965), von «Fünfzig Jahre Weltkommunismus – Die Rolle der KPdSU» (Bern, 1967) sowie zahlreicher anderer selbständiger Werke und vieler einschlägiger Abhandlungen auch anderen wissenschaftlichen Verpflichtungen (beispielsweise als Hochschullehrer für Geschichte und Rechtsgeschichte) und Aufgaben (beispielsweise als Mitherausgeber des in München erscheinenden «Ungarn-Jahrbuchs») nachgegangen. Somit stellt das hier in geraffter Form präsentierte Werk nur einen vorläufig letzten Höhepunkt einer ansehnlichen wissenschaftlichen Laufbahn dar, die noch vieles erwarten lässt.

Die Meriten des Herausgebers sollen hier nicht unerwähnt bleiben. Das durch

die Förderung und verlegerische Betreuung zahlreicher Arbeiten zu den verschiedensten Aspekten und Problemen der Sowjetunion, Ost- und Südosteuropas und des Kommunismus bestens bekannte «Schweizerische Ost-Institut», Bern (SOI), hat sich durch die 1973 erfolgte Veröffentlichung des vorliegenden Werkes einmal mehr verdient gemacht. Angesichts der besonderen Bedeutung des «Kommentars» für das Verständnis eines der schicksalsträchtigsten Phänomene unserer Zeit wäre es allerdings zu wünschen, dass es dem Herausgeber in absehbarer Zukunft gelingt, die vorerst in hektographierter Form vorliegende Arbeit im Druck erscheinen zu lassen, um ein noch breiteres Publikum erreichen zu können.

Dionisie Ghermani

¹ SOI-Verlag, Bern 1973.

AGGRESSION UND DAS BÖSE

Zu zwei Büchern von Konrad Lorenz

Wenn der Mensch mit dem Pflug eine Furche zieht, einen Baum fällt, ein Tier schlachtet oder Steine und Mineralien aus der Erde bricht, führt er aggressive Handlungen durch. Formal gesehen, können solche Handlungen zur sinnlosen Zerstörung oder zum Töten von Menschen Ähnlichkeit aufweisen; der grundlegende Unterschied, den jeder vernünftige Mensch sogleich erkennt, liegt in der Intention. Man könnte bei den zuerst genannten Handlungen von «domestizierter Aggression» sprechen; solche Handlungen sind notwendig zur Lebenserhaltung des Menschen.

Um seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, muss sich der Mensch aggressiv verhalten, dabei befriedigt er aber zugleich seinen naturgemässen Aggressionstrieb. Dieser gehört zu seinen Grundtrieben und ist – wie jeder andere Trieb – bei jedem Menschen verschieden stark wirksam. Wie alle Grundtriebe, die sich in der Evolution herauskristallisiert haben, ist auch der Aggressionstrieb zur Lebens- und Arterhaltung notwendig. Steht nun eine aggressive Handlung ausschliesslich im Dienste der Lebens- oder Arterhaltung, so kann sie als «domestiziert» betrach-

tet werden. Ihr Gegenteil wäre eine Handlung, die vollzogen wird, um die Aggressivität abzureagieren. Dass im praktischen Leben die Übergänge zahlreich sind, ist allgemein bekannt. Man hackt zum Beispiel Holz, um eine affektive Spannung (Wut) abzureagieren. Eine auf Affektausbruch beruhende Aggressionshandlung kann also auch «domestiziert» durchgeführt werden.

Die Technisierung hat die Möglichkeit, Aggressivität auszuleben, verändert. Heute übernimmt meistens die Maschine die Durchführung der Arbeit aggressiven Charakters. Der Mensch, der mit dem Traktor pflügt, spürt nicht mehr in der Masse den Widerstand der Erde, in die er die Furche zieht, wie zu jener Zeit, als er den Pflug eigenhändig in den Boden stossen musste. Eine unmittelbar physische Abreaktion der Aggressivität ist dabei nicht mehr möglich. Die Durchführung der aggressiven Handlung wird der Maschine überantwortet, und insofern der Mensch mit seinem Leib die Arbeit der Maschine spürt, kann er die Aggressivität auch leiblich ausleben. Eine bestimmte Sorte von Autofahrern illustriert dies zur Genüge. Das Auslösen eines Vernichtungsprozesses, bei welchem Tausende von Menschen umkommen, mittels eines kleinen Hebels, wird vom Auslöser vielleicht überhaupt nicht als Aggressionshandlung empfunden, während das Töten durch Säbelhieb oder Lanzenstich das Empfinden gesteigerter Aggressivität geradezu voraussetzt. Es scheint, als ob die Aggressivität infolge der Technisierung immer weniger auf der physischen und immer mehr auf der psychischen und geistigen Ebene ausgelebt würde.

Gewiss gab es schon eh und je Möglichkeiten, die Aggressivität psychisch

oder geistig abzureagieren. Ausgelebt werden ein Trieb oder Affekt, wenn sie in der materiellen Welt objektiviert werden, und sei es nur durch gesprochenes oder geschriebenes Wort. Eine gewisse Verwandtschaft weist die Aggressivität zur Sexualität darin auf, dass in den meisten Fällen auch sie erst dann als voll befriedigt gilt, wenn sie sich physisch manifestieren kann. (Die beiden Triebe sind im übrigen auch in anderer Hinsicht verwandt.) Wenn aber in der Gegenwart die Aggressivität vornehmlich nichtphysisch abreagiert wird, so kann eines ihrer wesentlichen Momente verlorengehen: das Gefühl der Entladung des Triebdruckes. Obwohl der Mensch Handlungen veranlasst – um sie von der Maschine oder von einer Organisation durchführen zu lassen –, empfindet er keine Druckverminderung, im Gegenteil, die Aggressivität staut sich. Je komplizierter aber die Maschine oder die Maschinerie ist, je grössere Organisation die Durchführung der Handlung beansprucht, desto weniger ist deutlich, dass die Quelle jener Handlung die Aggressivität ist. Die Aggressivität ist oft erst in ihrer Wirkung erkennbar. Der Auslöser oder Veranlasser aggressiver Handlungen (der Bomberpilot, der Schreibtischmörder, der Erfinder von Vernichtungswaffen) wird mit dem, was diese Handlungen angerichtet haben, mitunter nie konfrontiert. Die Konfrontation mit dem Resultat einer aggressiven Handlung begünstigt jedoch die Entspannung des Triebdruckes. Die beängstigend grosse Vervielfältigung aggressiver Handlungen und die enorme Steigerung ihrer Wirkung, die durch die Technik möglich geworden sind, schliessen praktisch auch in einer Konfrontation die Möglichkeit einer Bewältigung aus: Die

menschliche Psyche ist der Verarbeitung von Vernichtungen solchen Ausmasses nicht gewachsen, das Ausleben der Aggressivität kann nicht mehr als Entspannung empfunden werden.

Die heute mühelos konstatierbare Stauung der Aggressivität ruft einen Gärungsprozess hervor, der für die gegenwärtige Lage der Menschheit entscheidend ist. Um diesen Prozess analysieren zu können, muss man zunächst nach dem Wesen der Aggressivität fragen.

Die Aggressivität ist eine latente Kraft, die auf Selbstbehauptung abzielt. Sie wird oft durch das Gefühl des Bedrohtseins, Furcht oder Angst, mobilisiert. Wichtig ist nun, dass die fragliche Selbstbehauptung durch physische, psychische oder geistige Zerstörung oder Vernichtung vollzogen wird. Durch die Aggression will der Mensch «etwas aus dem Weg räumen», von dem seine Ich-Sphäre – vermeintlich oder wirklich – gestört oder bedroht ist. Im Vollzug selbst, das heisst während einer aggressiven Handlung, ist es dem Menschen aber meistens nicht klar, dass er durch eine zerstörerische Tat sich selbst behauptet. Im gegebenen Fall gibt er einem inneren Druck nach und «schlägt zu». Im Grunde lässt er eine Kraft in sich, beziehungsweise durch sich wirken. Diese Kraft ist überindividuell, sie ist eine Kraft, die im Lebendigen tätig ist, und vielleicht sogar kosmischen Ursprungs. Sie ist im Lebensbereich und im Kosmos auf Zerstörung ausgerichtet. Der Mensch aber wird mit dieser Kraft – in sich und ausserhalb von sich – beständig konfrontiert. Manche Menschen spüren dann, dass auch diese Kraft sinnvoll ist. Sinnvoll? Wenn sie sich als «domestizierte Aggression» äussert, ist dies einzu-

sehen. Aber wenn sie das Hinmorden von Tausenden Unschuldiger bewirkt?

An diesem Punkt der Überlegung taucht nun der Gedanke auf, dass die Aggressivität in ihrer negativen, zerstörerischen Wirkung eine Erscheinungsform des Bösen ist. Die Aggression ruft doch oft unnützes, sinnloses Leiden hervor und gehört deshalb zu jener Grösse, die man das «Böse» nennt. Man kann sich aber fragen, ob nicht jene kosmische Kraft primär ist, welche auch als Aggression auftreten und Wirkungen hervorrufen kann, die der Mensch, da er ihren Sinn nicht versteht, dem «Bösen» zuschreibt.

Die alte Weisheit, die einst allen Völkern gemeinsam war, weiss nicht nur von der Existenz einer solchen kosmischen Kraft, sondern auch von ihrem Sinn: Es muss sie geben, damit der Mensch, ja die ganze Menschheit die Schattenseite des Daseins erfährt, die ebenso zum Leben gehört wie das Licht. Das Übel, vom Bösen verursacht, gewährt dem Menschen Erfahrungen, die zu seiner inneren Entwicklung unerlässlich sind. In der aggressiven Handlung spürt der Mensch jene Kraft in sich, auch wenn er sie nicht erkennt, und die böse Handlung manifestiert die Schattenseite seines Wesens. Ohne diese Erfahrung kann er sich innerlich nicht entwickeln.

Die heutige Situation der Menschheit erweckt den Anschein, als ob der Mensch die Kontrolle über diese zerstörerische Kraft verloren hätte. Dies trifft insofern nicht zu, als er diese Kraft noch nie unter Kontrolle hatte. Die menschenmögliche Kanalisation ihrer Wirkung ist so minimal, dass sie praktisch kaum ins Gewicht fällt: Das Geschick der Erde wird über den Kopf des Menschen hinweg gelenkt, selbst

dann, wenn er zur Mittäterschaft an ihrer Verwüstung herangezogen wird. Dass der Mensch jedoch alles unternehmen muss, um ihre Wirkung einzudämmen, ist selbstverständlich. Aber nur wenn er bis zur Wurzel dieser Kraft vordringt, kann er das Geschick auch wenden. Der erste Schritt dazu ist, den Sinn der tödlichen Bedrohung all seiner Lebenssphären zu erfassen. Diese Bedrohung ist aber nichts anderes als eine gewaltige Konfrontation mit jener zerstörerischen Kraft. Wenn der Mensch sie als eine Naturkraft erkennt und einsieht, dass sie als das Böse, der Schatten, zu seinem eigenen Wesen gehört, und zwar nicht bloss als Kontrast zum Licht, sondern als eine im Endeffekt positiv wirkende Kraft, so besteht die Möglichkeit, sie zu wandeln. Das Licht im Bösen zu sehen: dies ist aber die Voraussetzung dafür, dass der Mensch das Licht selbst zu erkennen fähig ist. Oder für den Alltag: die Aggressivität kann erst dann domestiziert werden, wenn die auslösende Kraft im Menschen selbst erfahren wird. Der Gärungsprozess im psychisch-geistigen Raum, der durch eine Stauung aggressiver Kräfte hervorgerufen wird, kann dann zu einer geistigen Umwandlung führen. Selbst wenn eine solche Umwandlung die Erde nicht rettet, so ermöglicht sie dem Menschen, innerlich zu überleben. Überleben: das heisst in eine neue, höhere Sphäre seines Daseins zu gelangen.

Von diesen Zusammenhängen zwischen Aggression und dem Bösen spricht der Verhaltensforscher *Konrad Lorenz*, der vorletztes Jahr seinen 70. Geburtstag feierte, in seinem inzwischen klassisch gewordenen und mehrmals neu aufgelegten Buch «Das soge-

nannte Böse – Zur Naturgeschichte der Aggression» (Wien 1963). Lorenz beschreibt Phänomene in der Tierwelt, die auf das Vorhandensein von Aggressivität bei verschiedenen Tierarten schliessen lassen. Diese Phänomene kehren beim Menschen in ähnlicher Form wieder. Erreichen aggressive Handlungsweisen solche Ausmasse, dass sie das Fortbestehen der Art, hier: der Menschheit gefährden, so muss der Mensch alles unternehmen, um ihre Wirksamkeit einzuschränken. An dieser Stelle setzt die Zeitkritik von Lorenz ein.

Im genannten Buch hofft Lorenz noch auf «natürliche Heilung», da er den heutigen Menschen als den «missing link», als das gesuchte Bindeglied zwischen Tier und Mensch betrachtet und annimmt, dass der «eigentliche Mensch» in der Evolution noch nicht herangebildet worden ist. Auch ein Teilhard de Chardin oder ein Sri Aurobindo haben angenommen, dass die heutige Gestalt des Menschen vorübergehend ist und ein neues Wesen: den mit «Übergeist» begabten Menschen, eine Art «Übermenschen», vorbereitet. Für Lorenz wäre dieser «Übermensch» der endlich zur Vernunft gelangte Mensch.

Diese etwas optimistische Ansicht vertritt Lorenz in seiner späteren kritischen Betrachtung nicht mehr: «Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit» (Serie Piper Nr. 50, München 1973). Hier widmet er sich den heute oft diskutierten Erscheinungen, die die Lebensbedingungen auf der Erde überaus erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Seine scharfsinnigen und viele Tatsachen aufdeckenden Analysen versuchen die Wurzeln der einzelnen Erscheinungen freizulegen, wobei Lorenz Parallelen zwischen menschlichen und tierischen Verhaltens-

weisen aufdeckt und damit Einblicke in die Triebstruktur des Menschen gewährt. Die Deformationen, die das Leben in der Gegenwart aufweist, sind nicht einfach triebbedingt, sondern entstehen durch den Wegfall natürlicher hemmender Faktoren.

Die Überlegungen am Anfang dieses Artikels, die die tieferen Zusammenhänge zu verdeutlichen und den Sinn zu deuten versuchen, sind nötig, um die heutige Lage der Menschheit

von ihrer «anderen», nicht-tierischen Seite her abzuklären. Bei Lorenz finden sie sich nicht, es ist nicht seine Aufgabe, sie aufzugreifen. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, die Menschen zu ermahnen, indem er ihnen die einzelnen, heute offenkundig daliegenden Wirkungsweisen einer zerstörerischen Kraft ins Bewusstsein ruft und so den Menschen mit sich selbst konfrontiert.

Alexander Gosztonyi

CONRAD FERDINAND MEYER

Alfred Zächs Gesamtdarstellung des Dichters

Noblesse oblige

Das hier anzuzeigende Buch ist von berufener Seite geschrieben worden¹. *Alfred Zäch* hat, zusammen mit Hans Zeller, in langjähriger Arbeit die Historisch-kritische Ausgabe der «Sämtlichen Werke» C. F. Meyers herausgebracht – eine Ausgabe, deren Vollendung nun in Sichtweite gerückt ist und die zu den besten unserer Zeit gehört.

Die Gesamtdarstellung Meyers, die *Alfred Zäch* jetzt vorlegt, besitzt dieselben Tugenden, die er am Dichter rühmt: Diskretion, Loyalität und den Sinn für Gerechtigkeit. Das Buch ist in der Tat von einem ähnlichen Ethos getragen, wie Meyer selbst es besessen hat. Es beginnt mit einer knappen und klaren Darstellung der Biographie. Meyers äusserst schwierige Mutterbeziehung, die Liebe zu seiner Schwester Betsy, die späte und sehr konventionelle Ehe mit Luise Ziegler, die frühe und die späte Einweisung in eine Nervenheilanstalt – nichts wird unterschlagen, aber auch

nichts wird ausgeschlachtet. *Alfred Zäch* kolportiert keinen Klatsch, er weidet auch keine Eingeweide aus – eine Versuchung, die in unserem ehrfurchtslosen, alle Dinge «entmythologisierenden» Zeitalter besonders nahegelegen hätte. Eher hält er sich an des Dichters eigene Devise: «Unselige Dinge verlangen einen Schleier.» Der Schleier ist ja nicht so dicht gewoben, dass ein schärferer Blick ihn nicht durchdringen könnte.

Vielleicht ist dieses erste Kapitel, der «Lebensgang», etwas zu knapp ausgefallen, wenn man es zum Beispiel mit dem fünften vergleicht, der Wirkungsgeschichte des Dichters. Wir erfahren nicht, wer jene tote Geliebte war, die durch Meyers schönste Liebesgedichte geistert. Die langjährigen Höllenqualen, die der junge Meyer unter der Fuchtel seiner hysterisch überfrommen Mutter erlitten hat, werden diskret behandelt. Von der spät heimgeführten Gattin vernennen wir immerhin, dass sie – so berichtet eine Augenzeugin – eine «dick-

liche, ältliche, magdliche Trutschel» war, eine biedere, durchschnittliche Person, eine «echte Züri-Tante». Wer Meyer von Grund auf verstand, wer ihn förderte, liebte – das war seine Schwester.

Schon in der Darstellung des Lebensganges zeigt sich der Interpret bemüht, von der äusseren zur inneren Wirklichkeit vorzustossen, vom Anschein der Dinge zu ihrem Sein. Der Adel von C. F. Meyers Gesinnung verpflichtet auch ihn.

Meyers Religiosität

Alfred Zäch überzeugt uns ganz, wenn er des Dichters noble und gütige Haltung darstellt. Mehr Mühe bereitet ihm seine Religiosität, die sich, so scheint es, aus einer einzigen Reihe von Widersprüchen zusammensetzt. Wie passt der Glaube an ein vorbestimmtes Schicksal, vom «Amulett» bis zum «Pescara» bezeugt, zu dem ebenso bezeugten Glauben an den Zufall? Wie reimt sich die Lutherische «Freiheit eines Christenmenschen» auf die finstere Prädestinationslehre Calvins? Und wohin gehört in Meyers System der Glauben an die Seelenwanderung – den ich, trotz spielerisch-humoriger Formulierung in den Briefen, für echt halte? (Humorig musste ihn Meyer schon darum formulieren, weil er ihn bei den Briefempfängern keineswegs mit voraussetzen konnte.)

Also ein Synkretismus, dieser Glauben? Es stimmt schon, Meyer ist auch hier «ein Mensch mit seinem Widerspruch». Aber an der Echtheit seiner Religiosität lässt sich doch nicht zweifeln, weil sie, nachgewiesenermassen, sein ganzes Leben durchdrungen hat.

An den «ewigen Gesetzen» hält er sich aufrecht, wenn ihn die tödlichen Depressionen vernichten wollen. Gewiss, der Dichter war sich über die einzelnen Aspekte seines Glaubens nicht ganz im klaren. Aber Glauben lässt sich von der Logik her überhaupt nicht erschliessen, er ist ursprünglicher und wesenhafter, sein Organ ist das Herz, nicht das Hirn. Und C. F. Meyer hat auf seine Weise tatsächlich Christus erlebt, er sah Gott als den Hort der Gerechtigkeit, und er rang um die Gnade.

Die Werke

Im vierten Kapitel geht der Interpret alle Werke des Dichters durch. Jede einzelne Novelle beleuchtet er, einführend, aber auch kritisch. Stark betont er Meyers Ironie, auch seine «Art, den Standpunkt des Betrachters stets zu wechseln». Meyer lässt gern Fragen offen, bietet mehrere Varianten der Deutung an, beginnt manche Sätze mit dem Wörtchen «Vielleicht». Er glaubt, nur die Vieldeutigkeit werde der Vielfalt des Lebens gerecht; darin ist er modern. Im übrigen lässt er nur seine Gestalten agieren; er selber erzählt, er urteilt nicht. Sein wirkliches Urteil lässt sich trotzdem erraten. Diese «Objektivität» von Meyers Prosa war gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erstaunlich modern, und dasselbe gilt auch für die symbolistische Tendenz seiner Lyrik.

Mag sich hinter diesem poetischen Verfahren auch eine gewisse Unsicherheit verstecken – bewundernswert bleibt die Konsequenz, mit der der Dichter diesen allmählich entwickelten Stil dann durchgehalten hat. Hinter der Vieldeutigkeit seiner Novellengestalten verbirgt sich letztlich die Unzugänglichkeit des

Absoluten. Von hier führt ein Weg bis zu Kafka hinüber ...

Die Wirkungsgeschichte

Im Rahmen einer Buchreihe «Wirkung und Gestalt» lag es nahe, auf die Wirkungsgeschichte des Dichters näher einzutreten, auf die Art und Weise, wie er von der Mitwelt, der Nachwelt aufgenommen worden ist. Alfred Zäch war ja schon von der Historisch-kritischen Ausgabe her mit einer ausserordentlichen Fülle von zeitgeschichtlichen Dokumenten vertraut, und überhaupt kennt er das neunzehnte Jahrhundert ausgezeichnet.

Wie stand es mit der Wirkung Meyers zu seinen Lebzeiten? Gottfried Keller schätzte ihn nur bedingt. Ihn ärgerten – nicht ganz zu Unrecht – die pathologischen Beilschläge und Blut-szenen in den Novellen. Aber auch die Lyrik wurde von einigen abgelehnt; Theodor Storm fand sie zu wenig empfunden, zu wenig liedhaft. Im grossen ganzen aber überwog schon früh die Anerkennung. Langsam, aber stetig nahm die Zahl der Leser zu. Die postume Wirkungsgeschichte, die Alfred Zäch vorlegt, ist zugleich ein Kapitel deutscher – und schweizerischer – Geistesgeschichte. Zahlreiche Literaten von vorgestern rücken mit ihrem Urteil an. Sie versammeln sich vor unserm Auge, gespenstisch wie ein Wachsfignenkabinett. Man erkennt wieder einmal, wie jeder die Literatur nach seinem Bedürfnis zurechtbiegt. Einige dazumal hochgeschätzte Professoren hatten mit ihrem Ordinariat noch keinerlei Fingerspitzengefühl für Literatur erworben ... Von den negativen Urteilen dünkt mich dasjenige Hofmanns-

thals das geistvollste: «... heroische Landschaften mit und ohne Staffage; Anekdoten aus der Chronik zum Lebenden Bild gestellt –, Wämser und Harnische, aus denen Stimmen reden, ... die Welt des gebildeten, alles an sich raffenden Bürgers entfaltet ihre Schrecknisse.» Ein zweifellos zu scharfes Urteil, doch ziehe ich es in seiner Geradheit den gewundenen Sätzen Eduard Korrodis vor: «So sollte man ihn eigentlich lesen, als den letzten deutschen Dichter, der die Ökumene des evangelischen Glaubens verherrlichte, als Künstler Luther zugewandt, von Geburt Zwinglianer, dem Gefühle nach der christlich flektierten Schicksalsformel zugeneigt, wie sie Calvin bot, dessen feine Lebensnadel zwischen zwei grossen Krisen Verdüsterungen seines Geistes bebt.» Der Schluss ist stilistisch besonders bedenklich. Bis man nur schon merkt, dass das «dessen» sich nicht auf Calvin, sondern auf Meyer bezieht – und mit den «zwei grossen Krisen» die Nervenheilanstalten von Préfargier und Königsfelden gemeint sind!

Meyers Ruhm stieg unentwegt bis gegen das Ende des Ersten Weltkriegs. Mit dem Buch Franz Ferdinand Baumgartens trat 1917 eine Wendung ein; man betonte nun eher das Formalistische, Ästhetische, Heroisch-Allürenhafte dieser Dichtung. Neuere Deutungen variieren sehr, je nach dem Standpunkt des Interpreten. Alfred Zäch hat vielleicht dieser ganzen Sekundärliteratur zu viel Ehre erwiesen. Mehr als bei Meyer selbst «haucht uns» hier, mit Hofmannsthal zu reden, «das halbgestorbene Jahrhundert an»!

Aber ob von dem oder von jenem mehr zu bringen gewesen wäre – das sind Ermessensfragen. Im ganzen ist

dieses Buch eine höchst verdienstliche Gesamtdarstellung, mit abgewogenem Urteil sine ira et studio geschrieben und doch die innere Teilnahme am Gegenstand nicht verleugnend. Jene Objektivität, die C. F. Meyer so unermüdlich angestrebt hat und die manche seiner Interpreten vermissen lassen –

hier ist sie verwirklicht, und dafür gebührt dem Verfasser unser Dank.

Arthur Häny

¹ Alfred Zäch, C. F. Meyer, Reihe «Wirkung und Gestalt», Verlag Huber, Frauenfeld 1973.

PHILOSOPHIE

Hans F. Geyer, ein schweizerischer Denker unserer Zeit

Von den Rezensenten meist respektvoll behandelt, aber noch kaum von einem grösseren Publikum beachtet, erscheinen seit mehreren Jahren die Bände des «Philosophischen Tagebuchs» von Hans F. Geyer¹. Der unter diesem Decknamen schreibende, in der Nähe von Zürich wohnende Denker hat ein reguläres Philosophiestudium durchlaufen, war dann in einem Verlag und mehr als zwei Jahrzehnte lang in der Industrie tätig, worauf er sich, in erstarkendem Bewusstsein der philosophischen Berufung, ganz der Abfassung des genannten Werkes widmete. Angekündigt hat er dieses bereits in den 1962 erschienenen «Gedanken eines philosophischen Lastträgers» (Origo-Verlag, Zürich). Ebenda findet sich auch das programmatische Selbstzeugnis: «Es ist mir nicht gegeben, ohne Enthusiasmus zu philosophieren.» Wenn Geyer im Vorwort zum fünften, 1973 veröffentlichten Band des «Tagebuchs» bezeugt, er habe diesen in der «rauschartigen Hingerissenheit einer creatio ex nihilo» geschrieben, so kann aus der Zeitspanne zwischen den beiden ähnlich lautenden Äusserungen gefolgert werden, dass sein Enthusiasmus einen langen Atem hat. Andererseits will er fragmentarisch philo-

sophieren. Das Fragmentarische, meint er, sei das Wesen unseres Jahrhunderts, eine nach Ergänzung verlangende Zukunftsträchtigkeit, deren denkerische Ausdrucksform der Aphorismus oder der Kurzessay sei. Ihrer bedient er sich durchgängig, doch haben die letzten drei Bände des «Tagebuchs» einen ziemlich systematischen Charakter angenommen.

Geyers Philosophie ist eine spekulative Anthropologie mit dem Leitbegriff der «leiblichen Dreieinheit» von Körper, Seele und Geist. Im Unterschied zum physikalischen und zum tierischen Körper ist der menschliche ein Leib, «das heisst er ist als Körpergeist und Geistkörper, als Körperseele und Seelenkörper der Träger der menschlichen Idee». Geyer spricht von der Satellitenstruktur des dreieinigen Leibes: im Zentrum der physische Körper mit seinem biologischen Erbgut, auf einer inneren Kreisbahn der seelische Organismus, in Distanz gehalten durch mythische Abstraktion (Aura des Gefühls), auf einer äusseren Bahn der geistige Organismus, in Distanz gehalten durch logische Abstraktion (Aura des Begriffs). Die beiden Abstraktionen werden ermöglicht durch Verankerung im «objektiven

Geist», nämlich im kulturellen Erbgut oder zweiten genetischen System. (Das erste ist das physisch-biologische Erbgut.) Nach Art eines kybernetischen Regelkreises wirken Seele und Geist auf den naturgesetzlich schaffenden Körper selber schaffend zurück.

Mit der Idee der leiblichen Dreieinheit glaubt Geyer den Gegensatz von Materialismus und Idealismus überwunden und in ihr zugleich die Grundlage einer wissenschaftlich und denkerisch vertretbaren Religion gefunden zu haben. Religion hat ihren Ursprung in den leiblichen Vollkommenheitsgefühlen. Das Übernatürliche steckt in der Natur selber, diese ist «eine Immanenz, *gesprengt* durch ihre Transzendenz». Gott verwirklicht sich im werdenden Menschen, eine Idee, die der vierte Band des «Tagebuchs» («Biologie der Logik», 1972) in Ausdrücken einer kybernetischen Religionsphilosophie entfaltet. So kann Geyer des Cusanus *coincidentia oppositorum* in Gott als Zusammenfall von Sein und Sinn im Menschen, als existentielle Einheit von Innen und Aussen, von Subjekt und Objekt deuten.

Das Innen aber, betont er, verhält sich nicht nur betrachtend zum Aussen, sondern gebietend. Das Wahre soll erkannt werden, damit das Gute getan werde. Gebietende Innerlichkeit ist die in der leiblichen Dreieinheit sich vollziehende Individuation oder Inkarnation. Sie ist das primär Aktive, das, selber von Natur und Geist geprägt, massgebend die Gesellschaft prägt. Die grossen Individuationen haben Europa geschaffen, die Entwicklungstendenzen des europäischen Geistes begründet, die Geyer sowohl bewundert wie kritisiert. Die ihm vorschwebende Harmonie der leiblichen Dreieinheit ist durch den ein-

seitigen Spiritualismus des christlichen Mittelalters gestört worden. In der Neuzeit hat der Satellit Geist andere exzentrische Bahnen eingeschlagen. Erscheinungen wie der Marxismus, die sich areligiös gebende Wissenschaft und ihre technokratische Anwendung, auch der Existentialismus in seinen bisherigen Hauptvertretern werden von Geyer als pseudoreligiös oder kryptoreligiös qualifiziert, der falschen Mythisierung bezichtigt. Positive Voraussetzung solcher Kritik ist die Annahme einer elementaren Religion, die notwendig alle menschlichen Lebensbereiche durchwaltet und nur durch geistige Perversion verleugnet werden kann. Der Mythos, der in den älteren Zeiten vorherrscht hat, soll demnach nicht verschwinden, jedoch soll er zu seinem Gegenpol, dem Logos, in ein freundliches Verhältnis treten. In weitläufigen dialektischen Gedankengängen sucht Hans F. Geyer die Möglichkeit solcher Versöhnung glaubhaft zu machen.

Der synthetische Grundzug seines Denkens zeigt sich besonders deutlich in dem Postulat, den antiken Sensualismus und den christlichen Spiritualismus miteinander in Einklang zu bringen. Zwar sagt er im ersten Band des «Philosophischen Tagebuchs» («Von der Natur des Geistes», 1969), das christliche und das antike Element unserer Bildung seien eigentlich wie Feuer und Wasser, im zweiten indes («Arbeit und Schöpfung», 1970) meditiert er über die geschichtliche Dynamik, die aus der Mischung von griechischem und jüdischem Geist entstanden sei, und mit starker Zuversicht wird der Harmonisierungsgedanke im zuletzt erschienenen fünften («Dialektik der Nacktheit», 1973) vorgetragen:

«Die numinose Nacktheit der An-

tike unterlag gegen den jüdisch-christlichen Geist nicht als die niedrigere, sondern als die *an sich* höhere religiöse Idee. Aber der Geist hatte in ihr noch nicht diejenige Durchbildung erfahren, die notwendig ist, um die Sinnlichkeit zu beherrschen und ihre Wucherungen auszuschliessen. So war die christliche Religion eben doch die höhere gegen die antike, weil sie in ihrer Einseitigkeit die einseitige Durchbildung des Geistes erzielte, die der an sich grösseren, aber nicht beherrschten dreifaltigen Einheit von Körper, Seele und Geist des antiken Gott-Typs fehlte. Der Schritt in die Fülle aber ist heute als Manifestation der elementaren Religion religionshistorisch, religionsphilosophisch und religionspsychologisch wieder möglich, heute, da wir über die nötigen Voraussetzungen verfügen, um das umfangreichere Numen der Nacktheit mit dem Sinne, mit dem Feuer der Idee zu erfüllen, die notwendig sind, um der natürlichen Geistseele, die aus dem sprechenden Körper wie aus einem Blumenkelch emporsteigt, jene Erhöhung zuteil werden zu lassen, die in der Natur der menschlichen Religion angelegt und dem Gottmenschen und Menschengott vorausbestimmt ist.»

Diese «zweite Unschuld» wird die Exzentrizität des Geistes korrigieren, die kryptoreligiöse Selbstherrlichkeit seiner Sachgebiete überwinden: «Die betrachtende Sensualität der Wissenschaft und die aktive der eingreifenden Technik steht nun in einem richtigen Verhältnis zum religiösen menschlichen Zentrum, der Aufbruch zur Welt, begonnen seit der Renaissance und nur halb vollendet, wird auf seinen Gipfel geführt durch den Einzug des menschlichen Körpers als Mann und Weib in

das Allerheiligste der Religion. Wenn der menschliche Körper nicht mehr profan ist, dann ist es auch nicht mehr die moderne Wissenschaft und Technik. Der Fluch der Profanität, der bisher auf ihnen lastete, wird von ihnen weichen.»

Hans F. Geyers «Philosophisches Tagebuch» ist eine imponierende Auseinanderleistung, ein grossangelegter Versuch, der Existenzphilosophie eine neue, zukunftsgläubige Wendung zu geben. Die auf Harmonisierung abzielenden Ideen des Verfassers entspringen offenbar jener von ihm persönlich erlebten psychosomatischen Grundbefindlichkeit, die er als Eupathie bezeichnet. Er weiss sich mit Leibniz, dem Philosophen der *félicité* (Ferdinand Lion), wesensverwandt. Unter den Selbstzeugnissen, die er zuweilen in das «Tagebuch» einstreut, findet sich aber auch die Bemerkung, ein Zug seines Charakters sei Tollkühnheit. Dieses Wort aus Philosophenmund ist selber ein Beleg für seine Richtigkeit, und ausserordentlich kühn sind ja tatsächlich viele der Gedankengänge, mit denen Geyer die Dissonanzen in Weltgefüge und Menschengestalt aufzulösen trachtet. Die Verwirklichung seiner grossen religions- und moralphilosophischen Postulate gleicht an Schwierigkeit nahezu der Quadratur des Kreises, was das faszinierende Spiel der Begriffe nicht immer verbergen kann. Wie er seine elementare Religion, das «Kontinuum der Offenbarung» (Titel des dritten «Tagebuch»-Bandes), gegen die historischen Offenbarungsreligionen zur Geltung bringen will, bleibt um so problematischer, als er den «Formalstrukturen des Glaubens», insbesondere den Glaubenslehren der Kirchen, ein fortwährendes Lebensrecht zuerkennt. Un-

beantwortet bleibt auch die Frage, was der im Menschen wachsende Gott bedeuten soll, wenn sich die im bisherigen Sinn naturgesetzlichen Lebensbedingungen nicht aufheben lassen.

Zu würdigen ist der tiefdringende Blick für die Wechselwirkung der Polaritäten und für das unveräusserlich religiöse Wesen des Menschen, hochzuschätzen die mitmenschliche Gesinnung, die auch der geringen Individuation eine Chance der Entwicklung einräumt. Ein Nietzsche-Nachfahre ist Geyer zwar in der sendungsbewussten Sprachgebärde, doch nicht als Moralist. Beachtenswert sind im übrigen zahlreiche, vom System der Leitbegriffe mehr oder weniger unabhängige Einzelbetrachtungen, etwa über die Nationen.

Im Geistesleben der Schweiz, die bisher wenig philosophisches Eigenge-

wächs hervorgebracht hat, ist Hans F. Geyers Werk ein neuartiges Phänomen. Wird ihm eine dem hohen Anspruch gleichkommende Wirkung beschieden sein? Geyer selber lehnt es ab, sich deswegen zu beunruhigen. Er will ein wahrer Lebensphilosoph, das heisst vor allem darauf bedacht sein, aus dem eigenen Leben ein Kunstwerk zu machen, wogegen er den Erfolg der literarischen Bemühung für nebensächlich hält. Davon, dass er sich immerhin literarisch bemüht, zeugen die vorliegenden sechs Bücher. Wenn ihm hierbei die Eupathie treu geblieben ist, so mag ihm wirklich eine Art von Quadratur des Kreises gelungen sein.

Robert Mächler

¹Hans F. Geyer, *Dialektik der Nacktheit*, Philosophisches Tagebuch V, Rombach-Verlag, Freiburg im Breisgau 1973.

HINWEISE

Zukunft der Schweiz

Die Zahl der futurologischen Studien auch über die Schweiz wächst an. *Walter Wittmann* unterzieht sie in seinem Buch «Wohin geht die Schweiz – Strategien des Überlebens» teilweise lebhafter Kritik und entwickelt dann seinerseits Vorstellungen zur Bewältigung helvetischer Zukunft, die sich, unter anderem, auf eine rigorose Reduktion der Auslandsabhängigkeit beziehen: Allmählicher Abbau des Fremdarbeiterbestandes, nicht zuletzt durch Erhöhung des weiblichen Arbeitspotentials; Konzentration – anstelle der traditionellen Exportindustrie – auf den Export technologisch-wissenschaftlicher Grundla-

gen (Denkindustrie), auf weltweite Dienstleistungen im finanziellen Sektor (Banken, Versicherungen), auf die bloße Verwaltung der ins Ausland zu verlegenden rohstoff- und energieintensiven Produktion. – Damit sind (bewusst provokativ) nur vereinzelte Aspekte des Buches skizziert; sie dürften bereits deutlich machen, dass solche Perspektiven nicht auf einhellige Zustimmung stossen werden (Franz-Ehrenwirt-Verlag, München 1973).

*

Ein Axiom unserer künftigen Politik, das auch Walter Wittmann zu Recht

eindringlich aufgreift, liegt in der Festlegung der Grenzen eigenen Wachstums und den entsprechenden Prioritätsentscheiden. Dieser Erkenntnis, die eine brisante Herausforderung an den Liberalismus bedeutet, stellt sich *Kurt Müller* in seiner Schrift «Zukunft ohne Freiheit? Politische Folgen des geistigen Wandels». Die Gefahren, ja die augenfällig gewordene Unmöglichkeit einer rein quantitativen Betrachtungsweise werden hier nicht repetitorisch vorgeführt, sondern neuen Lösungsvorschlägen prospektiv zugrundegelegt – gemäss dem Wort, das Karl Schmid einleitend formuliert: «Auch Metamorphose ist Wachstum, nicht nur Zunahme und Vermehrung» (Verlag Paul Haupt, Reihe «Staat und Politik», Nr. 13, Bern 1973).

*

Von 1971 bis Anfang 1973 arbeiteten 168 Männer und Frauen in fünfzehn Gruppen an einem Bericht über die Zukunftsprobleme der Schweiz. Sie bildeten die Prospektivkonferenz, eine von der Neuen Helvetischen Gesellschaft ins Leben gerufene autonome Organisation, deren Ziel es war, ein möglichst umfassendes Zukunftsbild der Schweiz zu entwerfen und die unserem Land offenstehenden Optionen herauszuschälen. Nun liegt der Schlussbericht «*Anno 709 p. R.*» vor, der bei entsprechender Aufschlüsselung (p. R. = post Rütli) auf das Jahr 2000 hinweist, und zwar mit folgenden Kapiteln: Lesehilfe – Die Wertordnung des Menschen – Das tägliche Leben – Bildung und Erziehung –

Massenmedien und Kultur – Kirchen und religiöse Bewegungen – Politische Strukturen – Internationale Beziehungen – Landesverteidigung – Soziale Strukturen – Wirtschaftliche und soziale Institutionen – Umwelt – Bevölkerungsentwicklung – Wirtschaft – Regionale Wirtschaftsstruktur – Raumplanung. Der Bericht ist in deutscher, französischer, italienischer und englischer Fassung erhältlich.

*

Bildung

«Bildung – Luxus oder Überlebenschance?»: *Bruno Fritsch* postuliert Bildung als Grundlage einer Ethik, die dem resoluten Verwertungsbedürfnis von Wirtschaft und Technologie entgegensteht und «einen der Wiedereinführung des Menschen in den biologischen Evolutionsprozess gemässen Normensatz schrittweise aus sich heraus – also nicht durch einen dem Menschen von aussen her aufgezwungenen Kodex – hervorbringt». Damit wird das Spannungsfeld zwischen einer verfehlten Ethik der rationalistisch-utilitaristischen Konsumgier, der ausschliesslich marktorientierten Bildungstechnologie und einer «den biologischen Existenzbedingungen adäquate Ethik der Askese» abgesteckt. Ist solche Askese Luxus? Dem, der solches achselzuckend bejaht, sei die Schrift besonders empfohlen (Artemis-Verlag, Reihe «Schriften zur Zeit», Nr. 36, Zürich und München 1973).